

gehe ja vor...

"Vergehen Sie nicht!" Anneliese machte ihr lustigstes Gesicht. Essen Sie gut zu Mittag, halten Sie eine erbauliche Stesla mit schöner Zigarette und denken Sie so wenig wie möglich an mich."

Anneliese geht. Wie das Mädel geht! Stolz und schlanke und frei! Doktor Gerd seufzt und sieht ihr nach, die rasch im Gedrühl der Straßengänger verschwindet.

Doktor Gerd ist im besten Gasthaus. Das heißt... er ist nicht. Er läßt sich Speisen bringen und läßt sie wieder abtragen. Er liest Zeitungen. Das heißt... er liest nicht. Er blättert, überfliegt Überschriften, blüht verfürst auf Zigarette. Er kann nicht lesen.

Er fährt nach Hause in seine hübsche Villa, legt sich in seinem Arbeitszimmer auf den Divan und raucht eine Zigarette. Und denkt.

Anneliese ist die rechte Frau für dieses schöne Schriftstellerheim. Eine andere kommt gar nicht in Betracht. Anneliese ist hübsch, geistig, selbständig, sie ist Künstlerin. Sie hat keine Verwandten. O, das ist ein großer Vorzug. Es wird keine Schwiegermutter geben und keine Tanten.

Ja... aber wird es denn Anneliese geben?

Doktor Gerd denkt.

Er malträtirt seine Zigarette, wirft ein Divantissen in eine Zimmerecke, fährt sich durch seine Haare, zündet sich eine neue Zigarette an, tut Dinge, die offenbar das Denken erleichtern. — Ob sie nun heute ja sagen wird? Es ist doch sehr fraglich.

Doktor Gerd wird unruhig. Sieht auf seine Uhr. 3/4 Uhr. Um Himmelswillen — noch anderthalb Stunden! Doktor Gerd denkt.

Aber es kommt nichts Brauchbares dabei heraus. Daß er in Anneliese rasend verliebt ist — alte Sache. Daß sie nicht heiraten will, ist auch eine alte Sache. Und daß sie ihn heiraten muß — das ist sein Wunsch und Wille. Aber was bedeuten Wunsch und Wille? Sein Geld macht keinen Eindruck auf sie. Im Gegenteil. Neulich sagte sie ihm, sie würde, wenn sie schon müßte, einen armen Künstler heiraten.

Doktor Gerd steht auf die Uhr. Es ist 3 Uhr. Wie die Zeit krieht! Das Denken ist außerordentlich schwierig. — Das Telefon raselt. Doktor Gerd springt auf: „Halloh!“ „Hier Feuilletonredaktion. Herr Doktor möchten heute abend 6 Uhr zur Besprechung kommen.“

„Schon gut. Ja. Ich komme. Schluß!“ Doktor Gerd legt sich wieder auf den Divan und denkt weiter. Wenn sie nun nein sagt?

Das Telefon raselt. „Halloh! Was ist denn schon wieder?“ „Hier Verlag Holle und Cie. Herr Doktor möchten morgen früh die Korrekturbogen, die vor drei Wochen gesandt wurden, einschicken.“

„Richtig, die habe ich ganz vergessen. Was sagen Sie, morgen? Ganz unmöglich! Mein Gott... na ja... gut. Also morgen... warum presst das nun auf einmal so!“

Doktor Gerd legt sich wieder hin. Es ist halb vier. Eine qualvolle halbe Stunde. Endlich schlägt es vier.

Das Telefon raselt. „Ja, halloh, endlich, hier Doktor Gerd.“

Nun wird sie sprechen. Das Hörrohr zittert. „Hier Amadeus Treuland. Herr Doktor, Sie kennen mich sicher aus meinen Werken.“ — „Keine Ahnung! Bin augenblicklich beschäftigt. Bitte rufen Sie später!“ — „Es ist eine sehr wichtige Angelegenheit. Ich habe mir erlaubt, Ihnen das Manuskript meines neuesten Dramas...“

„Drama? Schon faul! Ich bin überlastet.“ — „Meines neuen Dramas...“ — „Himmel ja! Es interessiert mich nicht. Schluß!“

Doktor Gerd hängt wütend ein. Das Telefon raselt. „Halloh!“ — Das ist sie!

„Wir waren unterbrochen... mein neues Drama...“ — „Ja, ja. Ich bin erfreut. Aber bitte morgen.“ Doktor Gerd hängt ein.

Das Telefon raselt. — Nun aber. Gott sei Dank! „Halloh! Halloh!“

„Schon wieder unterbrochen. Es ist schrecklich. Hier Amadeus...“ — „Zum Henker mit Ihnen! Mensch, Sie morden mich! Sie stehlen mir mein Glück! Dieser verdammte Quaselfast!“

Doktor Gerd, seiner selbst nicht mehr mächtig, schleudert das Hörrohr auf die Tischplatte. Dann kommt die Ernüchterung. Nun hat Anneliese sicher angerufen und die Nummer war stets belegt.

Das Telefon raselt. — Doch noch! „Halloh! Halloh!“ — Keine Antwort. „Halloh! Halloh!“

Galloh! — Ein trappendes Geräusch.

„Hilf der Himmel. Jetzt habe ich dieses Hölleinstrument kaputt gemacht.“

Es klopft an der Türe. Die Haushälterin bringt Kaffee. „Ich will nicht. Gehen Sie, quälen Sie mich nicht.“

„Halloh! Halloh! — oh!“ ... Vergebens. Doktor Gerd hängt hoffnungslos ein. Verbringt einen verzweifeltsten Tag. Vergißt die Redaktionsfrist und die Druckbogen und durchwacht eine schlaflose Nacht.

Am nächsten Morgen bringt ihm die Post einen Brief: „Lieber Doktor! Ihr kategorisches „Ich will nicht“ gestern am Telefon gefiel mir. Gerade als Antwort auf meine Versicherung, daß ich Sie doch heiraten werde. Sie haben Wit und zahlen mir mit gleicher Münze. Wenn es Ihnen aber nicht ganz Ernst ist damit, dann erwarte ich Sie heute zum Tee. Ihre Anneliese.“

Doktor Gerd ist sprachlos. Dann denkt er, und dann jubelt er und küßt den Brief.

Er eilt in den nächsten Blumenladen und kauft ein Rad von Rosen. Und ist selig, als er pünktlich um fünf Uhr an der Ateliertüre Annelieses läutet.

Es- und Trinksprüche.

Von Ror y T o w s a - Wien.

Sechs Gründe sind's, warum die Menschheit trinkt:

Der erste, weil ein Wein im Glase blinkt,
Der zweite, weil ein Freund zu Gaste kommt,
Der dritte, weil dem Durste Lösung frommt,
Der vierte, weil's geschäftlich von Gewicht ist,
Der fünfte, weil's gesellschaftliche Pflicht ist,
Der sechste, weil — wenn sonst kein Grund sich
Der Mensch zum Trinken immer Gründe findet.

Schling nicht zu schnell die Speisen ein,
Sonst heißt's: das muß ein Gierschlund sein!
Und wenn du gar zu langsam ißt,
So denkt man, daß du träge bist.
All Ding auf Erden hab Schick und Paß.
Zumal beim Essen merk dir das!

Das Bier ist dein Freund, wenn du seiner bist.
Wenn du maßvoll genießt, was im Maßkrug ist.
Doch tilgt du's voll Gier wie ein Wüterich,
Dann wird es dein Feind und vertilgt auch dich!

Den Käse spieß' mit dem Messer,
Zum Fleisch dient die Gabel besser.
Die Weisheit wird indeffen
Am besten mit Löffeln gegessen.

Da capo!

Philipp V. kam auf seinem Zug nach Spanien durch einen kleinen Grenzleden. Der Pfarrer kam ihm mit der ganzen Gemeinde entgegen; verneigte sich tief vor dem Monarchen und begann ein selbstgedichtetes Lied zu singen, einen lustigen und dennoch ehrerbietigen Gesang.

Der König war so begeistert davon, daß er am Schluß rief: „Da capo! Da capo!“

Sogleich sang der Pfarrer das Lied noch einmal. Der König gab ihm beim Abschied fünf Goldstücke für die Armen der Gemeinde. — Der Pfarrer betrachtete das Geschenk einen Augenblick, zwinkerte den König fröhlich an und schrie: „Da capo! Da capo!“

Lachend gab ihm der König das Doppelte.

Auf der Hirtenflöte.

Am Hügel liegend lange Sommerstunden,
umwogt von reiser Aehrenwogen Gold,
verträumt den roten Mohn zum Strauß gebunden,
wie klang das Herdenglocklein weich und hold!
Nun, da sich schon die Schatten tiefer neigen
sinnt hin der Blick ins feierliche Schweigen:

O, Wunderland der schimmernd hellen Weiten,
du Reich der Wolfenburgen, düstumbant;
die Märchenprinzen meiner Träume reiten
bei sanfter Abendglocken Silberlaut
dahin zu Dir auf Regenbogenbrücken,
im Festgewand auf weißer Zelter Rücken.

Bruno Kremling.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

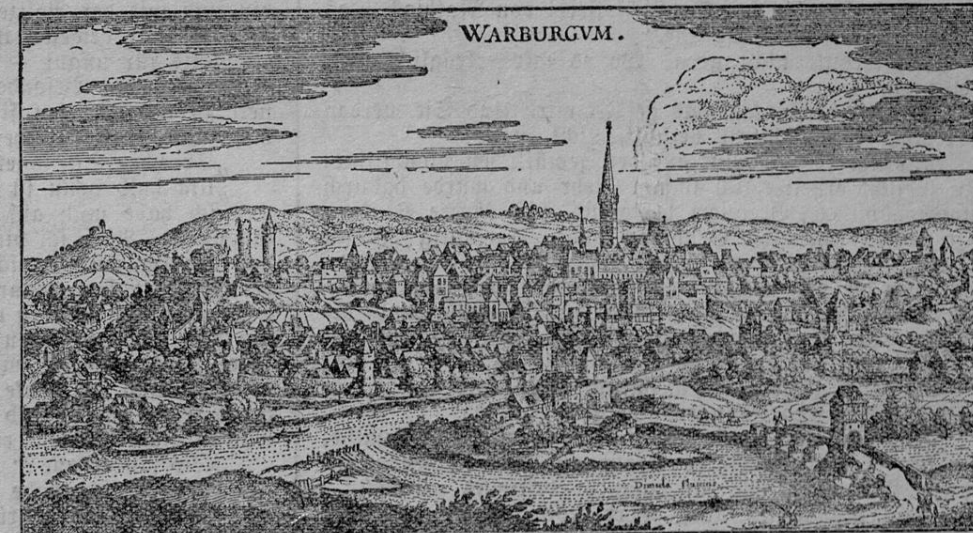
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleiter Paul Auid, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 60

27. Juli 1929

4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

Copyright by Greiner
& Co., Berlin NW. 6

(Nachdruck verboten.)

18. Fortsetzung.)

„Jawoll. Bei dem Feste, wo neulich war in's Odeon. Vor die Tür haben wir natürlich nur gestanden, aber jesehen haben wir ihr doch ganz gut. Und auch die Perlenkette, wo sie getragen hat — ach, du mein lieber Herrjott!“

Er preßte die Hand wieder fest auf seinen ruinierten Wagen und wimmerte ein paar Sekunden lang leise vor sich hin.

Brennert ließ ihn gewähren. Er merkte, daß er hier wirklich etwas Neues erfahren sollte. Nachdem der Unfall vorüber war, begann Höger auch von selbst wieder zu sprechen.

„Herr Kriminal müssen entschuldigen, aber wenn der so einsetzt, dann kann ich nu mal nicht reden. Also, was die Perlenkette war, die nach meinem Neustätter jenvaltig in die Dogen, un er meente, wenn wir der habhaft werden könnten, dann wären wir jemachte Leute. Na, un wie denn so een Wort des andere jah, da haben wir denn verabredet, wir wollten die Knewka mal 'n bißten besuchen, — unterm Vorwand, so ganz jemietlich.“

„Wie Sie es denn auch wirklich getan haben.“

„Ganz richtig. Aber was die Knewka war, die war 'ne resolute Person un schlug uns die Tür vor die Nase zu.“

„Daß Sie nachmittags nicht in die Wohnung hineingekommen sind, weiß ich. Aber wenn es geschehen wäre, und die Schauspielerin hätte sich zur Wehr gesetzt, — Sie hätten sie kalten Blutes niedergeschlagen, nicht wahr?“

„Gott bewahre! Det lag entfernt nich in unsere Absicht. Nur so ganz im stillen uns 'ranpüschchen an der Perlenkettband — weiter haben wir nicht im Sinne jehabt.“

„Und wenn sie Lärm gemacht hätte?“

„Na, so'n bißten jeknebelt hätten wir ihr vielleicht, aber weiter nicht. Aee, mit Menschenleben, da haben wir beede noch nie nicht zu tun jehabt.“

„Nun, das war nachmittags. Und abends?“

„Abends? Wieso?“

„Ich möchte wissen, wie Sie dann wirklich hineingekommen sind in die Wohnung.“

„Gott soll mir bewahren! Mich mit'm Schritt haben wir bei Haus wieder betreten.“

„Und wo waren Sie abends?“

„Wo sich unjereens vor jenvöhnlich uffhält — uff die Straße. Um sechs Uhr haben wir 'n bißten wat jesehen, un denn sind wir 'rumgebummelt, so bis Uhre zehne. Haben die Wagen fahren sehen mit die reichen Leute drin, — un haben vor die Schaufenster jestanden, wo se alle die scheenen Sachen haben, doch wieder für die reichen Leute, — un so weiter zu. Un wie's zehn Uhr jeschlagen hat, sind wir fein langsam in die Klappe jefangen.“

„Nun, Höger, wir wollen es für heute genug sein lassen. Sie sehen wirklich angegriffen aus. Aber Neustätters Aussagen haben anders gelaute, — das muß ich Ihnen doch noch sagen.“

„Denn hat Neustätter jefolgen. Damit nimmt er's nämlich nich immer ganz genau. Jd aber habe die reene Wahrheit jesagt, — schon zum Dank für den Herrn Kriminal, weil ich mir habe jehen dürfen bei meine Schmerzen.“

„Es ist gut. Gehen Sie jetzt. Und wenn Sie einen Arzt nötig haben, melden Sie sich.“

„Danke schön, Herr Kriminal. Ja, det will ich tun. Vielleicht kann er mir doch'n bißten wat jeben, daß mir besser wird.“

Brennerts Lippen preßten sich aufeinander, und seine Stirn zeigte Falten des Mißmuts. Er blickte hinter den Fortgehenden her; ehe sie die Tür durchschritten hatten, rief er noch dem Polizisten zu: „Schicken Sie mir den Schloßer Wildführ herein, — er wird ja draußen sein.“

„Jawohl, Herr Kommissar“, antwortete militärisch der Polizist und verschwand mit Höger, dessen lange Figur sich wieder in einem Schmerzanfall zusammenkrümmte.

Nach wenigen Augenblicken stand eine neue Gestalt vor dem Kommissar, ein blonder, untersehter Kraftmensch mit prachtvoll ausgearbeiteten Armen, deren Muskeln sich in einem zu engen Rocke deutlich abzeichneten. Das kurz geschnittene Haar stand gleich einer weichen Bürste um die breite, feste Stirn; die blauen Augen blickten zornig aus dem offenen Gesicht. Seine Stimme bebte, doch nicht aus Furcht, sondern vor Aerger, als er zu sprechen begann: „Ich möchte fragen, was ich hier soll. Ich bin kein Verbrecher.“

„Sie sollen auch nicht als Verbrecher vernommen werden, sondern als Zeuge.“

„Aber man hat mein Zimmer durchsucht. Ich protestiere dagegen.“

„Das war nötig, auch in Ihrem Interesse. Wenn Sie mir jetzt kurz und sachlich antworten, werden wir schnell an Ende kommen.“

Der Schlosser suchte nur mit den Achseln, ohne zu sprechen, doch hatte Brenner's ruhiger Ton sichtlich Einfluß auf ihn, seine Augen fingen an, milder zu blicken. Ueber seine Personalien gab er ohne Zögern Auskunft, auch seine Papiere zeigten sich in Ordnung.

„Ich sehe“, sagte der Kommissar, „Sie arbeiten schon seit sechs Jahren in der Kunstschlosserei von Mathias. Das ist ein gutes Zeichen für Sie.“

„Ich wechsele nicht gern. Wo es mir erträglich geht, bleibe ich.“

„Das ist verständlich, das gefällt mir. Und Sie werden dort auch nicht schlecht bezahlt, nicht wahr?“

Wildführ sah erstaunt auf den gemütlichen Kommissar: sein Gesicht erhellte sich immer mehr und wurde dadurch immer hübscher. Brenner sagte sich, daß Marie Stubenführ keinen schlechten Geschmack habe. Vorläufig begann er ein Gespräch über Lohnverhältnisse im allgemeinen und über die von Wildführ zu leistenden Arbeiten im besonderen. Der wurde zutraulich und lebendig und begleitete die Auseinandersetzung über seine Handwerksfertigkeit mit malenden Gesten.

Brenner lächelte teilnehmend und sagte mitten in die technischen Erörterungen hinein:

„Wildführ und Stubenführ, — es ist eigentlich komisch, wie der Name von Ihrer Braut an Ihren eigenen klingt. Als wenn Sie für einander bestimmt wären.“

„Das glaube ich auch, Herr Kommissar. Und nicht nur wegen der Namen.“

„Ihre Braut ist ein hübsches Mädel; ich habe sie beim ersten Begegnungsblick gesehen.“

„Ein Brautmädel ist es. Hübsch und geschickt und tüchtig, — tüchtig im Hause, das kann ich Ihnen sagen.“

„Das freut mich für Sie. Aber wo Sie eine so nette Braut haben, da wundert es mich eigentlich, daß ein Mann wie Sie mit so zweifelhaften Leuten Freundschaft hält, wie dieser Neustätter und Höger es doch sind.“

„Freundschaft? Ach — mit diesen beiden? Wer hat mir das angedichtet?“

Der Horn brante wieder in seinen Augen, und er zog seine Stirnhaut so zusammen, daß es war, als wenn seine Haare sich sträubten.

„Ein leidenschaftlicher Feind, aber nichts Verstecktes und Berechnetes“, dachte Brenner bei sich, um dann zu sagen:

„Ja, Sie haben doch vor zwölf Tagen im „Goldenen Löwen“ ziemlich lange mit ihnen zusammen gegessen.“

Wildführ lachte laut auf.

„Also darum! Na, das kann ich dem Herrn Kommissar ganz genau sagen, warum sie sich damals an mich herangemacht haben. Hier habe ich ihnen zahlen sollen, das war die ganze Geschichte. Und weil ich doch einmal mit ihnen zusammen gearbeitet hatte — lange hat es bei denen ja freilich nicht gedauert, — und weil ich gerade meinen Wochenlohn in der Tasche hatte und sah, daß die beiden durstig und hungrig waren, da habe ich ihnen den Gefallen getan. Aber Freundschaft mit solchen Bummellanten, — das gibt es nicht bei mir, Herr Kommissar.“

„Ich kann wieder nur sagen: das freut mich für Sie. Und so erklärt sich Ihr Zusammensein ja ganz einfach. Aber nun sagen Sie mir auch, — Sie haben sich doch an dem Abend, als die Schauspielerin ermordet wurde, um halb neun Uhr mit Ihrer Braut vor dem Hause getroffen.“

„Ja, das ist richtig.“

„Wie lange haben Sie dort ungefähr auf Ihre Braut gewartet?“

„So zehn Minuten etwa sind es gewesen. Ich war um ein Viertel nach acht schon zur Stelle — mir hat es preßiert wegen einer Versammlung — und außerdem, wenn man verklebt ist, — Sie werden wohl selber wissen, Herr Kommissar.“

„Gewiß, gewiß. Also zehn Minuten haben Sie gewartet. Hat sich in dieser Zeit einer der beiden, von denen wir eben gesprochen haben, dort sehen lassen?“

„Neustätter oder Höger? Nein, keine Spur.“

„Ist Ihnen denn sonst nicht irgendetwas aufgefallen?“

„Nein, Herr Kommissar, — nein, — nicht, daß ich wüßte.“

Brenner hob den Kopf und warf einen scharfen Blick auf den Zeugen, ohne jedoch das künstliche, behagliche Lächeln an seinem Mund einzubüßen.

„Mein lieber Wildführ, Sie sind für Heimlichkeiten offenbar nicht gemacht. Auf Ihrem ehrlichen Gesicht steht

man alles, was in Ihnen vorgeht. Sie haben dort etwas gesehen, — reden Sie nur frei heraus.“

Wildführ schloß und öffnete ein paarmal seine kräftigen Schlosserfäuste. Dann sprach er mit plötzlichem Entschluß:

„Ja, Herr Kommissar, weil ich nun doch einmal hier bin und mit der Polizei zu tun gekriegt habe, was noch nie der Fall gewesen ist, solange ich lebe, und was mir — nichts für ungut — in der Seele zuwider ist, will ich es Ihnen sagen. Besonders auch, weil Sie so gemütlich und nett zu mir gewesen sind, Herr Kommissar. Jawohl, ich habe dort etwas gesehen.“

„Sprechen Sie, sagen Sie es mir ganz genau.“

„Um halb neun ist meine Braut ins Haus gegangen, und ich habe mich auf den Weg gemacht in meine Versammlung. Aber ich bin zehn Schritte fort gewesen von der Haustür, da fällt mir ein, daß wir ja gar nicht verabredet haben, wann wir uns wiedersehen wollen — weil alles doch so eilig war an dem Abend. Ich lehre also um und pfeife so einen bestimmten Pfiff, den wir verabredet haben. Gleich danach wird auch die Haustür aufgemacht, und ich denke schon, Marie hat mich noch auf der Treppe gehört und ist umgekehrt. Aber nein, — sie war es nicht. Es war ein Herr, der aus dem Hause kam.“

„Wie sah er aus?“

„Vom Gesicht habe ich nicht viel gesehen, weil er den Hut in die Stirn gedrückt hatte und seinen Kragen vom Hals in die Höhe geklappt. Aber so viel sah ich, daß er eine bräunliche Gesichtsfarbe hatte.“

„Wie benahm er sich? War er unruhig oder ängstlich?“

„Daß ich nicht wüßte. Viel umhergesehen hat er nicht, sondern vor sich hin auf den Boden. Und er hat sich auch nicht weiter aufgehalten, sondern ist gleich fortgegangen.“

„Ging er schnell? Und nach welcher Seite hin?“

„Er ging ziemlich rasch die Kurfürstenstraße hinunter, nach dem Wall zu.“

„Nach jener Seite? Nicht nach den Anlagen hin und in die Stadt hinein?“

Wildführ schüttelte den Kopf. „Nein, dorthin ist er nicht gegangen. Er ging nach der Vorstadtseite hin.“

„Wissen Sie das ganz genau?“

„Ganz genau.“

„Und weiter ist Ihnen nichts aufgefallen?“

„Nein.“

„Haben Sie von diesem Vorfall Ihrer Braut erzählt?“

Und warum haben Sie die Polizei bisher nicht in Kenntnis gesetzt? Ihre Beobachtung ist von Wichtigkeit, weil sie die Aussagen Ihrer Braut über die Begegnung auf der Treppe bestätigt.“

Wildführs Gesicht zeigte ein verlegenes, lebenswütziges Lächeln.

„Eben darum, Herr Kommissar. Weil es doch eigentlich nichts neues war, was ich gesehen hatte. Und Marie, — meine Braut hatte sogar sagen können, wer der Herr gewesen war. Und ich habe nun einmal nicht gern mit Bericht und Polizei zu tun, — darin bin ich komisch. Meiner Braut habe ich natürlich alles erzählt, vor der habe ich kein Geheimnis. Aber ich habe ihr auch gesagt, sie soll den Mund halten, weil es doch nichts Wichtiges war.“

„Vielleicht wichtiger, als Sie denken. Weiter also wissen Sie nichts?“

„Nein, Herr Kommissar, jetzt weiß ich wirklich nichts weiter.“

„Dann danke ich Ihnen für heute. Grüßen Sie mir Ihre Braut.“

„Danke schön, Herr Kommissar.“ Sein Gesicht strahlte, sobald nur von Marie Stubenführ die Rede war. Und so mit seinem strahlenden Gesicht ging er hinaus.

Brenner stand auf, legte die Arme auf den Rücken und schritt nachsinnend hin und her. Einmal blieb er am Tische stehen und las die Papiere durch, auf denen er sich Notizen über die Vernehmung Neustätters und Högers gemacht hatte. Dann warf er sie mühsam wieder auf den Tisch. „Ein totes Geis!“ kam es halblaut von seinem Lippen.

Er hatte sich eben niedergesetzt, um eine andere Sache vorzunehmen, als der braune Polizist von vornhin wieder einzutrat.

(Fortsetzung folgt)

Das Rennen nach der Grenze.

Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt von Harris Bradett-Buenos-Aires.

Das Haus stand sauber und gedungen auf der Pflanzung im Walde. Der grüne Lattenzaun umfriedete den kleinen Garten, und eine Laube umrankte die Bank vor der Türe. Ein Stück Deutschlump war hierher in den Norden Brasiliens verpflanzt, Tagereisen von der Siedlung des nächsten Weizens.

Franz Hartmann sah mit seiner Frau im Schein der Abendsonne auf der Bank: „Weißt Du, welcher Tag heute ist? Heute vor fünf Jahren kamen wir hier an. Ich habe daran gedacht, als ich zuletzt in Caripunas war und im Laden des Gonzales ein Bündel Raketen liegen sah. Rasch entschlossen kaufte ich es, und heute Abend will ich das erste Feuerwerk hier abbrennen.“

Es dunkelte bald, und die Tierstimmen im Walde verstummten. Da zischte die erste Rakete aus Hartmanns Richtung hoch, wuchs als glühende Schlange in den nachdunklen Himmel hinauf und verpöchte in hundert Funken und Sternen. Zwölftmal klang der Abschluß durch den Wald.

In der Nacht wurde er aus dem Schlafe geschreckt. Ein Finger klopfte an die Tür, und eine haltige Stimme bat: „Define, öffne!“ Hartmann sprang hoch und schob mit einer Hand den Kiesel zurück. Die andere hielt die schußbereite Pistole: „Was gibt es?“ Vor ihm stand ein Indianer und reichte ihm einen Zettel: „Ries!“ Im Schein der rasch entzündeten Lampe überflog Hartmann die in mangelhaftem Portugiesisch geschriebenen Worte: „Ich sah Ihre Raketen steigen und nehme an, daß Sie ein Weiser sind. Erklären Sie den Wunsch eines Sterbenden und folgen Sie meinem Indianer. John Rudyland.“

Zwei Stunden später sah Hartmann unter einem zerissenen Zelt am Laublager des Engländers. John Rudyland reichte ihm matt die Hand: „Ich danke Ihnen für Ihr Kommen. Ich habe weiter oben am Urucicoera nach Gold gesucht und Unglück gehabt. Die Ausbeute war mager, und zwei von meinen vier Trägern liefen davon. Ich spürte, wie das Fieber mich anfiel, und wollte in Eilmärschen den Fluß hinunter. Da stürzte ich und verletzte mich am Bein. Ich achte nicht weiter darauf, bis ich vor zwei Tagen am Morgen nicht mehr aufstehen konnte, weil mir der Brand in der Wunde saß. Die beiden Träger schleppten mich bis hierher. Wollen Sie mir weiter helfen? Es ist viel, was ich von Ihnen verlange. Ich weiß, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe, und ich muß noch lebend über die Grenze nach Britisch-Guayana kommen. Vor Jahren habe ich eine Lebensversicherung zu Gunsten meiner Frau abgeschlossen und die Prämie trotz mancher Not bezahlt. Der Versicherungsfall wird demnächst eintreten — schütteln Sie nicht den Kopf —, aber die Auszahlung kann nur dann stattfinden, wenn ich auf englischem Gebiet sterbe und wenn ein englischer Beamter die Tatsache an Eidstatt bestätigt. Meine Indianer alle können mich nicht an die Grenze bringen. Wollen Sie mir helfen?“ — Hartmann gab dem andern die Hand: „Ja.“

Beim Morgengrauen kam er in sein Haus zurück. Seine Frau ließ ihn ungern wieder ziehen, denn sie wußte, daß fünf oder sechs Tagereisen durch weites Gebiet vor ihm lagen. Doch sie unterdrückte tapfer die Tränen.

Die Dosis Chinin, die der Deutsche Rudyland bringen konnte, rüttelte die Lebensgeister des Engländers wieder auf. Der Kranke überstand den ersten Marsch, auf dem Hartmann die Indianer im Tragen der primitiven, aus einem Ast und einer Zeltbahn hergestellten Bahre ablöste, verhältnismäßig gut, und der zweite Tag ließ sogar die Genesung erhoffen.

Doch am dritten Abend brach das Unheil herein. Die kleine Kolonne erreichte bei Einbruch der Dämmerung einen Fluß, der sich träge durch sumpfiges Gelände wälzte. Auf dem anderen Ufer schien dagegen ein guter Lagerplatz zu sein, und der Indianer, dem das vordere Ende des Tragbaumes auf der Schulter lag, stieg nach kurzem Zögern in den Fluß. Die Zeltbahn schaukelte leicht vor Hartmanns Augen, und er konnte den Indianer nicht sehen. Doch plötzlich hörte er den Mann aufbrüllen, das vordere Tragbaumende fiel ins Wasser, und der Kranke wurde in den Fluß geschleudert.

Eine Sekunde lang griffen zwei dunkle Hände aus dem Wasser heraus nach einem Halt, dann verschwand der Indianer. „Ein Kaiman!“ gelte der Angstschrei des anderen Eingeborenen. Da lud Hartmann den Kranken auf seine Arme und trug ihn an das Ufer.

Der Engländer lag fiebernd am Feuer. Er phantasierte, glaubte fünf Schritte von der Grenze gestorben zu sein und schrie vor Verzweiflung über die Not seiner Frau. Hartmann gab ihm Chinin, allmählich fiel Rudyland in Schlaf.

Am anderen Morgen schnitt der Deutsche einen frischen Tragbaum, legte den Kranken in die einzige Zeltbahn, die der kleinen Truppe noch blieb, und brach mit dem letzten Träger auf. Der Marsch wurde allen zur Qual. Rudylands Zustand verschlimmerte sich stündlich. Am Abend des fünften Tages schien er langsam zu verlöschen. Hartmann hielt ihm die Feldflasche mit Rum an die Lippen: „Trinken Sie, Mann, trinken Sie! Wir haben noch zwanzig, fünfundzwanzig Kilometer bis zur Grenze.“ Der Kranke öffnete die Augen. Hartmann las in ihnen den Willen, die Grenze lebend zu erreichen.

Am Morgen schien der Kranke sich erholt zu haben. Gegen nahmen die Kräfte des Deutschen und des Indianers rasch ab, und die Erschöpften mußten öfters rasten. Und jedesmal, wenn Hartmann nach Rudyland sah, erkannte er, daß die anscheinende Besserung in dessen Zustand nur der fast übermenschlichen Energie des Engländers zu danken war.

Endlich am Spätnachmittag stieß die kleine Truppe nach sechs Tagen auf die ersten Menschen, eine brasilianische Grenztruppe. In fliegender Hast berichtete Hartmann dem Offizier. Der Brasilianer zögerte nicht lange: „Ich stehe Ihnen mit vier Mann und einer Bahre zur Verfügung und führe Sie an die Grenze.“ Ein Schimmer der Freude lief über das eingefallene Gesicht des Engländers.

Am späten Abend erreichte der Zug einen kleinen Fluß. „Hier ist die Grenze“, sagte der Brasilianer. Doch leiser wandte er sich an Hartmann: „Aber ich weiß nicht, wann wir auf Engländer treffen, denn die Linie ist nur schwach besetzt. Kreuzen Sie mit dem Indianer und dem Kranken den Fluß, damit Sie auf englischem Gebiet sind. Ich lasse meine Leute Salben abgeben, um Engländer, die vielleicht in der Nähe sind, herbei zu rufen.“

Eine Viertelstunde später leuchtete ein Feuer weit in den Wald hinein, und Hartmann sah auf dem englischen Ufer neben der Bahre. Von zehn Minuten zu zehn Minuten prasselten die Salben in die Nacht hinaus. Der Engländer war zu schwach, um sprechen zu können, doch seine angstvoll starrenden Augen verrieten, daß er den Grund zu Hartmanns Unruhe kannte.

Die Stunden schlichen qualvoll langsam. Mitunter schien das Leben in Rudyland zu erlöschen, dann flackerte wieder ein mattes Feuer in seinen Augen.

Da klangen aus der Ferne Schüsse herüber. Die Rippen des Engländers wollten sich zu Worten formen und brachten nur ein Seufzen hervor. „Er stirbt“, stöhnte Hartmann unwillkürlich. Doch Rudylands Augen sagten: „Noch nicht!“

Dann kamen endlich eilige Schritte näher, und englische Uniformen tauchten im Schein des Feuers auf. Hartmann lief dem Führer entgegen. Er zerrte den Erschauten am Arm heran und wies auf den Sterbenden: „Ein Engländer!“ Rudylands Augen starnten den Landsmann an. Er wollte sprechen, doch sein Kopf fiel matt zurück, und ein siegesbewußtes Lächeln blieb auf seine toten Lippen.

Ein halbes Jahr später erhielt Hartmann einen Brief aus England: „Ich danke Ihnen für den letzten Liebesdienst, den Sie meinem Mann erwiesen haben. Ich erfuhr davon durch Vermittlung des englischen Offiziers, in dessen Beisein John starb. Die Versicherungsgesellschaft hat mir die Summe ausbezahlt, und ich bitte den einliegenden Scheck in Höhe von 500 Pfund als kleinen äußeren Beweis meiner Dankbarkeit anzunehmen. Wir selbst bleibt noch genug. Mabel Rudyland.“

Doktor Gerd und die Quasselstrippe.

Skizze von Franz Carl Endres.

„Heute nachmittag um vier Uhr rufen Sie an“, sagt Doktor Gerd, der sich von seiner hübschen Begleiterin verabschiedet. „Sie rufen sicher an? Ganz sicher?“

„Anneliese lacht. „Ach rufe an, wenn ich mich bis dahin

entschlössen haben sollte, Sie zu erhören. Wenn nicht — dann eben nicht!“

„Aber ich bitte Sie, Anneliese, das ist ja vollendete Menschenquälerei. Was soll ich denn bis vier Uhr tun? Ach wer